Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Abend-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte, Wilh. Schaller. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nordhaar, Adolf Steiner, William Wilkens. — Görlitz: C. Schoenwald. — Halle a. S.: J. Barck & Co. — München: C. Mazowski. —

Wien: A. Oppelik, Stubenbastei 3, M. Dukes, I., Schuler-Strasse No. 8. — Amsterdam: A. de la Mar Azn., N. Z. Voorburgwal 256. — Frankfurt: John F. Jones Nachf. in Paris, 31 bis Faubourg-Montmartre. — England: John F. Jones Nachf. in London, 166 Fleet Street, Aug. Siegle in London, 30 Lime Street, E. C.

Nr. 114. [30. Jahrgang.] Berlin, Montag den 9. März 1891, Abends. [30. Jahrgang.] Nr. 114.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen, bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag, und werden Abonnements bei den betreffenden Postanstalten angenommen.** Für **Berlin** nehmen **sämmtliche Zeitungs-Spediteure** und die **Expedition** dieser Zeitung **Wilhelmstraße 32,** Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.** sowie die **Post-Expeditionen 8 Mark** inkl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an diese: **Berlin 48, SW. Wilhelmstraße 32,** zu richten, **und wird gleichzeitige Honorarangabe erbeten.**

Fernsprech-Anschluß Nr. 6514. **Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung,** unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. **Fernsprech-Anschluß Nr. 6514.**

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 9. März.

Drei Jahre sind heute verflossen, seit Kaiser Wilhelm I. sein treues Auge schloß. Dem deutschen Volke wird der 9. März stets ein Tag des Gedenkens an den großen Monarchen sein, der, ein Vorbild unermüdlicher Pflichttreue, Preußens Kräfte dazu gestählt hat, um jene Vorbedingungen zu erfüllen, aus denen der deutschen Nation Kaiser und Reich neu erstehen konnten.

Der Erhaltung und dem weiteren Ausbau seines Werkes ist seither die Sorge und Arbeit aller Glieder des Reiches gewidmet: durch seine Schöpfung sind die Bahnen unserer inneren Politik — diese ist es, welche der äußeren allein den Erfolg zu geben vermag — für lange Zeit vorgezeichnet, und späte Enkel noch werden ihre Kraft in solcher erhaltenden, ausbauenden Arbeit einzusetzen haben. Diese aber werden auch Zeugniß dafür abzulegen berufen und im Stande sein, wie kein Theilchen vom Ansehen und der Macht des Reiches und seiner Kaiserkrone in den Jahren abgebröckelt ist, welche dem Heimgange Wilhelm I. folgten. Sohn und Enkel haben dessen Erbe sicherlich nicht vermindert.

Wenn aber unser Volk an diesem Tage des Gedenkens für einen Kaiser und König, der ihm ein Patriarch geworden, sich hiervon Rechenschaft giebt, und heute wie in kommenden Zeiten, bes sind wir sicher, mit Befriedigung geben kann, so wird auch der 9. März dazu beitragen, immer noch fester zu knüpfen das Band, welches mit der deutschen Nation als deren Palladien Kaiser und Reich umschließt.

* * *

Die Grabstätte Kaiser Wilhelm I. prangte am heutigen Todestage des Heldenkaisers in duftiger Blüthenpracht. Die zahlreichen Kränze und Palmen die am Sarge niedergelegt waren, zeugten davon, daß die Erinnerung an den großen Herrscher eine festgewurzelte ist, namentlich in all den Kreisen, denen Kaiser Wilhelm persönlich nahe gestanden. Die kostbare Kranzspende des Kaiserpaares war aus kleinen Palmenwedeln gebildet. Der Blumenstuff bestand aus seltenen weißen Blumen. Die weiße Schleife trug in Golddruck die Monogramme des Kaiserpaares. Die Kaiserin Friedrich widmete einen in der Gärtnerei von A. Thiel hergestellten Kranz aus buschigen Lorbeerzweigen, die breite schwarze Moirés-Schleife trug den Namen „Kaiserin Friedrich". Die Erbprinzessin von Meiningen spendete einen weißen Blumenkranz, ein duftiges Kunstwerk der Gärtnerei von Gustav Schmidt. Der aus der R. Boch'schen Gärtnerei hervorgegangene Kranz des Prinzen Alexander war aus Lorbeer geflochten und mit Veilchen und weißen Blumen durchflochten. Die Schleife zeigte in Golddruck den Namen des Prinzen. Sehr schön war auch der Kranz der Prinzessin Biron von Kurland, der vor Allem durch die feitene Pracht der Dichtheen entzückte. Der herrliche Kranz von allen aber war die Riesenspende, welche die Generaladjutanten, Generale à la suite und Flügeladjutanten des heimgegangenen Kaisers gemeinsam im Mausoleum hatten niederlegen lassen. Der in der Binderei von Meyer u. Henrichs mit vollendetem Geschmack ausgeführte Kranz zeigte auf der einen Hälfte Lorbeer, auf der anderen weiße Blumen, auf denen ein aus Kornblumen gebildetes gekröntes W ruhte. Der beide Hälften zusammenhaltende Tuff zeigte Kamelien und weißen Flieder auf einem Grund von duftigen Veilchen. Die breite und ungewöhnlich lange Schleife trug auf dem einen Ende die Widmung, auf dem andern lag ein aus frischen Blättern zusammengesetzter Lorbeerkranz. Sehr kostbar war endlich auch der von J. C. Schmidt gelieferte Kranz, welchen das Offizierkorps des in Liegnitz stehenden Grenadierregiments König Wilhelm I. „seinem unvergeßlichen Chef und Kriegsherrn" auf den Sarg hatte niederlegen lassen. Der Kranz zeigte eine Fülle der herrlichsten Blumen.

* * *

Die Gedächtnißfeier in Charlottenburg, welche von den Mitgliedern der königlichen Familie am heutigen Mittage im Mausoleum abgehalten wurde, beschränkte sich auf eine stille, kurze Andacht und Niederlegung von Kränzen am Sarge des hochseligen Kaisers Wilhelm I. Die Fürsten des Mausoleums war zwischen den Säulen in den Granitvasen mit Fächerpalmen geschmückt; gleicher Schmuck wiederholte sich im Innern vor der Treppe in der Vorhalle und wuchs in einer dichten weißen Blüthenbeete rings um die Apsis und die Marmorwände der Kapelle. Aus einem hohen und dichten Gebüsch von weißen Azalen und Calla's trat der Altar hervor, zu dessen beiden Seiten in der Verlängerung der Sarkophage der Königin Luise und Königs Friedrich Wilhelm III. purpursammetne Sessel aufgestellt waren. Der Marmorboden des ganzen Raumes war mit dicken Teppichen belegt. Nachdem schon um 11 Uhr die Palastdame der Kaiserin Friedrich, Gräfin Brühl, im Allerhöchsten Auftrage Ihrer Majestät, und eine Deputation des 1. Garderegiments z. F. prachtvolle Kranzspenden gebracht hatten, begannen die hohen Herrschaften anzufahren, die ihren Weg durch das Wasserportal an der Hinterfront des Schlosses entlang nahmen. Es erschienen der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen, Prinz Alexander, und bald nach 12 Uhr der Kaiser, von den bereits anwesenden Mitgliedern der königlichen Familie in der Vorhalle des Mausoleums erwartet. Sodann begaben sich die hohen Leidtragenden in die Gruft, um dort jeder für sich einen Kranz niederzulegen und eine Zeit lang im stillen Gebet an den Särgen des verewigten Kaiserpaares zu verweilen. Als der Kaiser um 12½ Uhr das Mausoleum wieder verließ, betraten daselbst die Herren der persönlichen Umgebung des verstorbenen Kaisers, von denen wir den Ober-Gewandkämmerer Grafen Perponcher, die Generaladjutanten Fürst Anton Radziwill, Grafen Lehndorff und v. Rauch bemerkten, um eine gemeinsame Blumenspende am Sarge ihres unvergeßlichen Kaisers und Herrn niederzulegen.

In der heutigen (84.) Plenarsitzung des **Reichstages**, welche Präsident v. Levetzow 2 Uhr 20 Minuten eröffnete, wurde bei Fortsetzung der Berathung des Extraordinariums im Etat der Marineverwaltung zunächst mit erheblicher Majorität beschlossen, dem Antrage des Abg. Frhrn. von Manteuffel entsprechend, die Tit. 15 und 17 (Panzerfahrzeuge „S" und „U" in der Budgetkommission zurückzuverweisen. Die demnächst folgenden Titel wurden ohne Debatte nach den Beschlüssen, bezw. Abstrichen der Kommission debattelos genehmigt und vom Kapitel 13 Titel 13 in die Budgetkommission verwiesen. Damit war der Marineetat erledigt. Bei Schluß des Berichts kamen noch ausstehende kleinere Etatstheile zur Erledigung.

In der heutigen (52.) Plenarsitzung des **Abgeordnetenhauses** wurde die zweite Berathung der **Gewerbesteuer-Vorlage** bei § 5 fortgesetzt. Zu dem Kommissionsbeschlusse liegen verschiedene Abänderungsanträge vor, welche zu einer sehr eingehenden Debatte führten. Die Kommissionsbeschlüsse wurden schließlich mit wesentlich redaktionellen Aenderungen in folgender Fassung angenommen: „Der Gewerbesteuer sind ferner nicht unterworfen: Vereine, eingetragene Genossenschaften und Korporationen, welche nur die eigenen Bedürfnisse ihrer Mitglieder an Geld, Lebensmitteln und anderen Gegenständen zu beschaffen bezwecken, wenn sie satzungsgemäß und thatsächlich ihren Verkehr auf ihre Mitglieder beschränken und keinen Gewinn unter die Mitglieder vertheilen, auch eine Vertheilung des aus dem Gewinne angesammelten Vermögens unter die Mitglieder für den Fall der Auflösung ausschließen. — Konsumvereine mit offenem Laden unterliegen der Besteuerung; ebenso unter derselben Voraussetzung Konsumanstalten, welche von gewerblichen Unternehmern im Nebenbetriebe unterhalten werden. — Molkereigenossenschaften, Winzervereine und andere Vereinigungen zur Bearbeitung und Verwerthung der selbstgewonnenen Erzeugnisse der Theilnehmer unterliegen der Gewerbesteuer nur unter denselben Voraussetzungen, unter welchen auch der gleiche Geschäftsbetrieb des einzelnen Mitgliedes hinsichtlich seiner selbstgewonnenen Erzeugnisse der Gewerbesteuer unterworfen ist." Nach Erledigung dieses Paragraphen wurde um 4½ Uhr die Berathung mit Rücksicht auf die um 2 Uhr beginnende Sitzung des Reichstages vertagt und die nächste Sitzung auf morgen Vormittag 10 Uhr anberaumt.

Ein hiesiges Depeschenbureau hat Mittheilungen über eine Unterredung erhalten, die einer seiner Pariser Mitarbeiter mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Herrn **Ribot**, hatte. In dem Bericht ist kaum etwas enthalten, was sich nicht leicht hätte kombiniren lassen. Ob die mitgetheilten Aeußerungen ohne Ausnahme von Herrn Ribot werden approbirt oder hin und wieder einer Korrektur unterworfen werden, bleibt abzuwarten. Eine Unterredung, die ein Korrespondent des Pariser „XIX. Siècle" mit dem Botschafter Herrn Herbette gehabt haben will, wird uns als ganz erfunden bezeichnet.

Ueber jene Unterredung mit Herrn Ribot berichten die Sonntagsblätter Folgendes:

„Herr Ribot bemerkte, daß er erst am Tage vor der Ankunft der Kaiserin Friedrich, zunächst durch den deutschen Botschafter Grafen Münster, dann durch eine Depesche Herbette's aus Berlin davon in Kenntniß gesetzt worden sei, daß die Kaiserin-Mutter incognito in Paris eintreffen werde. Es mangelte an Zeit, um sich zu dem deutschen Botschafter in Bezug auf die Regelung von Einzelfragen, Anordnung von entsprechenden Vorsichtsmaßregeln und sonstigen Vorkehrungen in Einvernehmen zu setzen. Der Minister war nicht davon in Kenntniß gesetzt, in welchem Umfange die Kaiserin das Incognito gewahrt wissen wollte. — Die Gesinnungen der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung gegenüber der Wittwe Kaiser Friedrich's waren die ehrfurchtvollsten, in Erinnerung an die schweren Schicksale, von denen sie betroffen worden. Die Haltung der Bevölkerung rechtfertigte das Vertrauen der Regierung. Graf Münster sei von dem Minister darauf aufmerksam gemacht worden, daß es wünschenswerth sei, wenn der private Charakter des künstlerischen Zwecken gewidmeten Besuches der Kaiserin Friedrich gewahrt bliebe. Graf Münster war vollständig damit einverstanden, und in vollständiger Uebereinstimmung wurde auf offizielle Empfänge und Diners verzichtet. — Die Kaiserin Friedrich fand bei ihren Besuchen in zahlreichen Ateliers u. s. w. überheblichste und sympathischste Aufnahme. Wurde der Aufenthalt der Kaiserin absichtlich verlängert? Wurde Unüberlegtes begangen? Die Fragen zu entscheiden, stände ihm, dem Minister, nicht zu. Nichts war vorhergesehen noch geregelt worden. Wenn die Regierung genug Mühe hatte, um der von einer Handvoll Leute, die zu der am wenigsten ins Gewicht fallenden Partei gehören, propagirten Erregung entgegenzuwirken, so wurden der Kaiserin doch bis zu ihrer Abreise die größten Rücksichten erwiesen. Für die Haltung der Künstler sei die Regierung nicht verantwortlich. Es war mit dem Grafen Münster vereinbart worden, daß die Regierung keinerlei amtlichen Antheil an der Berliner Ausstellung nehme. Ohne eine lästige Verantwortung auf sich zu nehmen, war es also für die Regierung unmöglich, eine Beeinflussung der Künstler zu versuchen. Das persönliche Empfinden der Künstler wird überhaupt durch künstlerische Einbrücke des Augenblicks bestimmt. Wenn zu dem Zeitpunkt, wo die Jahresausstellung vorbereitet wird, sowohl die Weigerung mehrerer berühmter Maler bereits bekannt wird, als auch die Unmöglichkeit sich herausstellt, im Privatbesitz befindliche Gemälde hinauszuschicken, so muß befürchtet werden, daß die französische Kunst in Berlin nicht in würdiger Weise vertreten sein wird. Aber, erklärte der Minister, damit habe er nichts zu thun. Die Regierung habe mit peinlicher Diskretion alle Pflichten der Gastfreundschaft und der Höflichkeit erfüllt, wie sie auch Garantieen dafür geschaffen hat, daß alle unliebsamen Störungen ferngehalten wurden. Um so peinlicher sei man berührt gewesen von der beleidigenden Haltung, welche ein hervorragendes deutsches Blatt eingenommen, noch peinlicher aber sei man überrascht worden von den unmittelbar nach der Abfahrt der Kaiserin ergriffenen Maßregeln, welche die Grenzbevölkerung zweier Länder treffen. Zeigt sei freilich wieder Beruhigung eingetreten, das Vertrauen kehre wieder, und der Minister erwarte zuversichtlich, daß man überall der vollkommen korrekten Haltung der französischen Regierung sowie der Würde und Weisheit des französischen Volkes Gerechtigkeit widerfahren lassen werde."

Interessanter als vorstehende Mittheilungen, die kaum etwas Neues enthalten, erscheint, was der Berliner Korrespondent des „Figaro", Herr J. de Saint-Westmin, über seine Unterredung mit Herrn **Anton v. Werner** berichtet. Der Brief lautet im Wesentlichen:

„Die französischen Maler und Bildhauer, weniger glücklich als die Schriftsteller und Musiker, dürfen ihre Werke nicht, ohne ihr Vaterland zu verraten, an den Ufern der Spree bewundern lassen. Wie denken darüber die deutschen Künstler, die Veranstalter der Ausstellung? Ich habe darüber ihren Präsidenten Herrn Anton v. Werner befragt, dem es mit großem Takt und vollendeter Diplomatie gelungen war, die anfänglichen Schwierigkeiten zu beseitigen. Herr v. Werner ist der deutsche Detaille. Wie bei dem Einen, so haben auch beim Anderen die schreckenvollen Entwickelungsstufen des Krieges von 1870 unauslöschliche Eindrücke im Auge zurückgelassen. Die Seele des Einen wie des Anderen erscheint unter dem Eindruck der ebenso erhabenen wie gräßlichen Gesichter. Sie haben daraus nicht blinden Feindeshaß, sondern Achtung vor der Pflichttreue des Soldaten gezogen. Diese Achtung hat ihren Werken den Ausdruck des Aufrichtigen gegeben; man wird voe diesen in Folge dessen immer wieder wie gebannt und zuweilen tief ergriffen still stehen. Sie sind nicht Ruhmredner des Krieges, sondern Menschen, die selbst im Toben des Kampfes die Fähigkeit haben, zu sehen, zu verstehen und zu bewundern. Herr v. Werner spricht und schreibt das Französisch gleichmäßig gut. Von seinen Studien und seinem wiederholten Aufenthalt in Frankreich hat er sich eine große Bewunderung für die französische Kunst bewahrt. „Die schönen Hoffnungen", so empfing er mich, „die wir vor vierzehn Tagen hatten, sind vereitelt! Es ist mir einstweilen noch unverständlich, wie eine rein künstlerische Frage zu einer politischen hat auswachsen können. Die Sache war doch so einfach! Zur Feier seines 50jährigen Bestehens wollte der Verein der Berliner Künstler eine internationale Ausstellung veranstalten. Wir Künstler wandten uns ohne jede Beeinflussung oder Unterstützung seitens der Regierung als Kameraden an unsere Berufsgenossen in allen Ländern mit der Bitte, bei uns auszustellen. Es ist nur zu natürlich, daß wir uns bei der Bedeutung und der Achtung, die man hier wie überall der französischen Kunst zollt, in erster Linie auch an die Franzosen wandten. Das hat mit der Politik gar nichts zu thun. Gleichwohl hielten wir uns für verpflichtet, unseren französischen Berufsgenossen gegenüber mit der größten Vorsicht vorgehen zu sollen, zumal wir wußten, daß unter ihnen seit einiger Zeit in Folge der Geschichte der beiden Salons ein Zwiespalt hervorgetreten war. Wenn Sie mich nun fragen, warum ich mich unter diesen Umständen an die Herren Bouguereau, Gérôme und Détaille gewandt habe, so antworte ich, aus angeborener Sympathie. Ich habe Herrn Détaille nie gesehen, schätze aber und achte seine Künstlerschaft, wie wenn er einer meiner besten und vertrautesten Kameraden wäre. Ich schaffe etwas in seiner Art, wenn ich auch kein solcher Meister bin wie er. (Ich zitire hier Herrn v. Werner wörtlich, da sich hier zeigt, daß seine Bescheidenheit nicht minder groß ist wie sein Talent). Wir haben, der Eine wie der Andere, Panoramas aus dem letzten Kriege geschaffen, Détaille seinen „Gruß an die Verwundeten", ich „Kriegsgefangen" und „der Kronprinz, wie er der tierischen Fülle des Generals Douai huldigt". Ich gestehe, daß ich bei jedem Besuch in Paris immer wieder mit neuem Interesse die Panoramas von Rezonville und Champigny angesehen habe. Ich habe nicht nur ihre künstlerischen Schönheiten, sondern auch ihr patriotisches Sentiment bewundert. Niemals habe ich dabei meinen eigenen Patriotismus im Geringsten leiden gefühlt, aber das kommt vielleicht von der Verschiedenheit des französischen und deutschen Charakters her. Ich sehe in Détaille nur den außerordentlichen Künstler und den Geschichtsmaler seiner Zeit. Bis zum 24. Februar war die Frage der Berliner Ausstellung rein auf dem künstlerischen Boden geblieben; da plötzlich fühlten sich Ihre Künstler in Folge der Manifestationen einer Partei verpflichtet, der „öffentlichen Meinung" zu weichen. Sich verstehe das nicht recht. In meinen Augen wiegen Männer wie Bouguereau, Détaille, Bonnat, Jules Lefebvre, Benjamin Constant, Lhermitte Cazin und alle Anderen, welche ihrem Vaterlande zum Ruhm und zur Ehre gereichen, tausend Mal die sogenannte öffentliche Meinung auf. Was ist die ganze öffentliche Meinung? Nach Jahrhunderten wird man noch mit Stolz die Namen der von mir aufgeführten Künstler nennen, aber man wird sich schwerlich noch darauf besinnen, was das eigentlich für eine öffentliche Meinung war, welche solche Männer daran hinderte, in Berlin zu zeigen, auf welcher Höhe der Entwickelung die französische Kunst sich befindet. Die französischen Künstler hätten nichts Anderes als Bewunderung und Achtung in Berlin gefunden, und was kommt nun bei der ganzen Sache heraus? Den aufrichtig gehegten Wunsch, den französischen Meistern unsere Achtung zu bezeugen, haben diese abgelehnt." Zum Schluß konstatirte Herr v. Werner, daß die französische Botschaft in Berlin durchweg sehr korrekt gehandelt habe. Dann hob er noch einmal in aller Ruhe

---

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.

Berlin, den 9. März 1891.

Die Mittelmeerfahrt der „Augusta Victoria".

XI.

Beirut, 19. Februar.

(Ueber den Libanon.)

Vier ereignißvolle Tage liegen hinter uns: wir haben Damaskus, die „Perle des Orients", gesehen, haben mit Schneestürmen auf den Höhen des Antilibanon und Libanon gekämpft, haben 30 Stunden lang für das Schicksal von sechs unserer Reisegenossen gebangt, welche das Unwetter von uns abgeschnitten hatte. Gestatten Sie, daß wir das Unangenehme in unserem Berichte vorweg nehmen, um uns dann der Erinnerung an das Schöne und Angenehme ungestört hingeben zu können.

Die „Augusta Victoria" hatte ihre Fahrt von Jaffa so eingerichtet, daß wir mit Morgengrauen auf der Rhede von Beirut ankamen. Als die Tagesbelle angebrochen war, bot die Küste ein großartiges landschaftliches Bild. Steil steigen hinter der Landstadt auf welcher sich Beirut, überragt von dem palastartigen französischen Töchterpensionat, in imponirender Höhe aufbaut, die Berge des Libanon auf; noch sind ihre Spitzen und Rücken mit Schnee bedeckt, der tief in die schluchtartig eingeschnittenen Thäler hinabreicht. Ueber die Berge, über den Schnee hinweg wird uns der Weg nach Damaskus führen; noch hat der Gedanke nichts Beunruhigendes. Wie könnte „im Süden" der Schnee Beschwerlichkeiten, Gefahren bringen!

In aller Eile wird die Ausschiffung vollzogen, so daß sich bereits um 8 Uhr die aus 15 vierspännigen Wagen bestehende Karawane in Bewegung setzen konnte, welche der Vertreter von Thomas Cook and Son, der Veranstalter des von der „Augusta Victoria"-Fahrt unabhängigen Damaskusausflugs, leitet. Zwölf zur Gesellschaft gehörende Personen fanden in der Diligence der „Compagnie Ottomane de la Route de Beyrouth à Damas" Platz.

Die breite Damaskusstraße, deren Reinlichkeit uns nach all' dem Schmutz, den wir bisher im Orient gesehen, wohlgefällig in die Augen sticht, führt uns durch die Stadt, bis zu dem ausgedehnten Pinienwalde, dem beliebten Spaziergang der Beiruter Gesellschaft. An ihn reiht sich Garten an Garten mit kleinen Landhäusern; leider sind noch die Maulbeer- und Feigenbäume blattlos, nur einzelne zerstreut stehende Palmen und ein an den Rocken blühendes Zwiebelgewächs tragen dem Süden Rechnung. Nun beginnt die Steigung der Straße, die in unzähligen Serpentinen an den Südabhängen der Schlucht, in welcher der Rahr Beirut seine Wasser dem Meere zuwälzt, bei einer horizontalen Entfernung von kaum 25 Kilometer die Paßhöhe von 1542 Meter über dem Meere erreicht. Je höher wir steigen, desto herrlicher wird der Blick hinab auf das blaue Meer, von dem in feurigem Kontraste das Roth des die Küstenhügel bildenden Thons absticht; Beirut und seine Gärten liegen zu unseren Füßen. Die Berghänge sind bis hoch hinauf sorgsam kultivirt; etwa in ihrer halben Höhe liegen die Villenorte, in welche die Beiruter vor des Sommers Hitze flüchten. Die Straße selbst ist in vorzüglichem Zustande; zu wiederholten Malen treffen wir gewaltige Walzen, die, von zwölf Maultieren gezogen, an der Verbesserung der Straße arbeiten. In bestimmten Entfernungen sind Posthäuser, Chane, erbaut, niedrige, fensterlose Steinhäuser mit einem spitzbogigen Vorbau, an welchen die Post die Pferde wechselt, bei welchen das Wegegeld eingehoben wird. Dieses ist von beträchtlicher Höhe, so daß der alte Saumpfad, der sich meistens der Straße entlang hinzieht, noch von den zahlreichen Kameel-, Maultier- und Eselskarawanen benutzt wird.

Bis in die Nähe des Chan Sofar (1295 Meter Höhe) hatte uns Sonnenschein gelacht, nun senkte sich aber der Nebel, der bisher nur die obersten Spitzen der Berge eingehüllt hatte, auf uns herab und überschüttete uns mit einem Gemisch von Regen und Schnee. Immer noch ging es aufwärts, der Weg führte zwischen Schneewänden dahin, die bis zu 2 Meter mächtig wurden. Auf der Paßhöhe läßt der Regen nach und es öffnet sich ein großartiger Blick nach Osten; tief unten — wir müssen an 600 Meter jäh zu ihr absteigen — liegt die Bekaa, das nahezu zwei Meilen breite Thal des alten Cölesyriens, hinter welcher der Bergwall des Antilibanons schroff ansteigt; auch er trägt noch eine dichte Schneedecke. Im Süden erhebt der Hermon sein Haupt bis zur Höhe von 2900 Metern. Trotz Bremse und Hemmschuh rollt der Wagen mit beinahe beängstigender Schnelligkeit abwärts. Erst in der Ebene selbst wird nach 7½stündiger Fahrt Halt gemacht in Schtora, wo ein Franzose ein stattliches Wirthshaus hält; hier werden unsere Pferde gewechselt und uns kurze Rast zu einem verspäteten Frühstück gegönnt. Um 4 Uhr geht es weiter durch die, soweit wir beobachten können, nur spärlich bebaute Ebene. Sobald wir sie verlassen und das tief in den Antilibanon hineinführende Wadi Hariri betreten haben, bricht die Nacht herein, deren Dunkel erfreulicher Weise der sich rundende Mond erhellt. Bald ist der Schnee wieder bis an uns herangetreten, und wir hüllen uns so fest und warm als möglich in unsere Plaids und Decken und bereuen es bitter, daß wir die Mahnung, uns auf eine Winterkampagne vorzubereiten, leichtsinnig in den Wind geschlagen haben Unendlich lange dünken uns die Stunden der Fahrt, die bergauf, bergab ging; bald rauschten Wasser zu unserer Rechten, bald zu unserer Linken. Unser Kutscher sprach nur arabisch, in welcher Sprache wir uns nur zur Noth mit langobrigen Reitpferden zu verständigen vermochten, kein Dragoman befand sich in unserer Nähe, denn die Karawane hatte sich unendlich in die Länge gezogen; so stand uns keine Möglichkeit offen, zu erkunden, wo wir uns befanden. Da, es war 10 Uhr Nachts geworden, hielt der Wagen bei einem Hause. Auf gut Glück riefen wir fragend dem Manne, der in der Hausthür erschien, das Wort „Haeme" zu, das wir beim Licht eines Wachsstündholzchens von der Karte abgelesen, und wie eine Freudenbotschaft klang in gebrochenem Französisch zurück: Oui, encore onze kilomètres. Wir befanden uns also nun im Thal des Baraba, der rauschend seine Wässer der Ebene von Damaskus zuwälzte. In einer Stunde war die Stadt erreicht, und kurz vor Mitternacht saßen wir im Grand Hotel Dimitri beim Mittagsmahle. Wir Alle, die ein günstiges Schicksal diesem Hotel zugeführt hat, werden dem gastlichen Hause mit seiner trefflichen Küche, gutem Keller und wohligen Betten, dem aufmerksamen, stets entgegenkommenden Wirthe ein dankbares Andenken bewahren. Als sich endlich unsere Gesellschaft bis auf den letzten Mann zusammengefunden hatte, zeigte es sich, daß die Fahrt nicht für Alle ohne Abenteuer abgegangen war; von diesen waren die Begegnungen mit Wölfen, Schakalen und Hyänen im Antilibanon wohl die unschuldigsten. Bedenklicher aber war es, daß ein Wagen umgestürzt war, ein anderer nur mit Beihülfe seiner Passagiere vorwärts kommen konnte. Diese Vorkommnisse, sowie die Thatsache, daß einige Wagen in ihrem Bau und ihren Geschirren bedeutende Mängel gezeigt hatten, erregten eine gewisse Aengstlichkeit in der Gesellschaft, die noch dadurch wesentlich gesteigert wurde, daß am Dienstag Mittag Regenwetter eintrat, von dem anzunehmen war, daß es im Gebirge starken Schneefall bringen werde. Als nun gar der den Ausflug leitende Vertreter von Thomas Cook and Son ankündigte, die Rückfahrt nach Beirut werde in der folgenden Mitternachtsstunde angetreten werden selbst aber schon in den Abendstunden Damaskus mit der Post verließ, stammte die Unzufriedenheit die bisher nur leise geglommen, in heller Flamme auf. — Die Reiseleitung unseres Blattes wird ein passenderer Ort sein, das deutsche Publikum mit der sonderbaren Eigenart bekannt zu machen, welche wir bei verschiedenen Anlässen an dem englischen Reiseunternehmer kennen zu lernen Gelegenheit gefunden haben; hier sei nur einer — wie es den Anschein hat — Achtlosigkeit gedacht, die für unsere Reisegesellschaft hätte verhängnißvoll werden können. Es scheint, daß man weder vor der Abfahrt von Beirut, noch nachdem wir in Damaskus darauf gedrungen, es für nothwendig befunden hat, sich von der Leistungsfähigkeit der Wagen und der Gespanne zu überzeugen. War es schon bedauerlich, daß man trotz des hohen Preises, der für den Ausflug berechnet wurde, einen großen Theil der Reisegesellschaft in leichten Planwagen der Unbill des Februarwetters auf den Höhen des Gebirges aussetzte, obwohl, wie es der Augenschein lehrte, in Beirut sowohl, als in Damaskus fest verschließbare Landauer zur Verfügung standen, so wird es geradezu unbegreiflich, daß man es verabsäumt hat, sich zu versichern, daß wenigstens Wagen und Pferde in tadellosem Zustand seien, daß man für die schwierige, nicht weniger als 112 Kilometer lange Strecke sich mit einem einzigen Pferdewechsel begnügte.

Mittwoch um ½1 Uhr Morgens fuhren wir von Damaskus ab. In der Ebene hatte der Regen zwar aufgehört, dafür setzte aber, bald als wir hinter Haeme ins Gebirge kamen, ein heftiger Schneesturm ein; nur langsam arbeiteten sich die Pferde durch den mehrere Zoll tiefen Schnee. Als wir an die Paßhöhe des Antilibanon (etwa 1350 Meter) gelangten, schienen die Kräfte der drei Pferde unseres Wagens erschöpft. Heraus aus den Wagen und nach Kräften geholfen, denselben über die Höhe zu bringen. Dank der schier unglaublichen Kraft und Ausdauer unseres Gespannes und da eine uns entgegenkommende lange Lastwagenkarawane Geleise in den Schnee gebrochen hatte, ging es dann wieder flott weiter, so daß wir um 8 Uhr in Schtora anlangten. Beim Frühstück daselbst erfuhren wir, daß gar Manche unser Schicksal getheilt hatten. Eine Hamburger Familie — ein Herr und drei Damen — hatte das Unglück gehabt, mit dem Wagen umzustürzen, wobei es nicht ganz ohne leichte Verletzung abging und das Reisegepäck mit den in Damaskus gemachten Einkäufen in Verlust gerieth. Als wir bereits zu erneutem Aufbruch rüsteten, stellte sich heraus, daß noch ein Wagen fehlte; er sei nur weit zurück, hieß es, die Pferde hätten ihren Dienst versagt, Unglück sei ihm nicht zugestoßen. Unser Kutscher drängte zur Abfahrt, der immer heftiger werdende Nordwind schien ihm nichts Gutes zu verkünden; also vorwärts. Mit schneidender Kälte und besserem Pfeifen umtoste uns auf dem Ostabhang des Libanons der Sturm, trotzdem erklommen ihn unsere wackeren Gäule, ohne zu rasten. Aber oben auf der Paßhöhe wurde das Vorwärtskommen schwierig; der Schnee lag gegen einen Fuß hoch und eine gewaltige Karawane von Kameelen und Maulthieren kam uns auf dem nur für eine Wagenbreite zwischen hohen Schneewänden ausgeschaufelten Wege entgegen. Aber die Umsicht der Kutscher und Karawanenführer schaffte Rath, zwar stürzten zu wiederholten Malen die Pferde, zwar rissen die Stränge, aber wir kamen durch und rollten nun bald auf der schneefrei gewordenen Straße, aufathmend im Sonnenschein, abwärts. Nun sahen wir, daß wir uns an des Spitze unseres Zuges befanden, einige Wagen waren hinter uns; was wurde aber aus den Anderen, welche in den Schneewolken, die sich plötzlich über die Paßhöhe gelagert hatten, staken? Antwort darauf konnten wir erst in Beirut erhalten, das wir kurz nach 2 Uhr Nachmittags erreichten. In langsamer Folge langte daselbst ein Wagen nach dem anderen an, endlich traf auch die Post ein, die mehrere Stunden nach uns Damaskus verlassen hatte, und es wurde zur Gewißheit, daß sechs unserer Reise